

Nie wieder !

Nie wieder

Leben - Licht - Liebe

**Tagebuch eines Betroffenen
aus dem vorletzten Jahr
des Zweiten Weltkriegs
1944.**

**Manuskript eines unbekanntenen Verfassers
über den
Bombenkrieg im Ruhrgebiet.**

**”Ich erwache aus einem seltsamen Traum.
Dämonen haben in ihrem Bemühen, auch die letzte
Flamme der Liebe zu ersticken,
die Erde aus ihrer Bahn gelenkt.“**

—

**Zur Verfügung gestellt von
Georg Kalckert, Rektor
Königswinter-Heisterbach
für das
Internet-Geschichtsbuch
Virtuelles Brückenhofmuseum
www.virtuellesbrueckenhofmuseum.de
Königswinter 2019**

Leben – Licht – Liebe

Zufällig fand ich in meinem Archiv das Manuskript eines unbekanntem Verfassers über das Jahr 1944 und den Bombenkrieg im Ruhrgebiet. Der Inhalt war mir nicht mehr geläufig. Umso betroffener war ich nach der Lektüre dieses Dokumentes, das ein besonders intensives Zeugnis für die Kriegseignisse 1944 darstellt.

Die Überlegung, wie ich zu diesem außergewöhnlichen Beleg des Krieges gelangt war, klärte sich rasch. Es kann sich nur um ein Dokument aus dem Nachlass meines Vorgängers als Pfarrer an St. Laurentius in Oberdollendorf handeln. Johannes Neußer (1908-1974) wurde 1934 zum Priester geweiht und war von 1935 bis 1948 als Kaplan in der Pfarrei St. Michael in Essen-Dellwig tätig.

Das Manuskript gibt keine Angaben über den Verfasser des Tagebuches – weder Namen noch Ort. Es ist auch nicht zu erschließen, wie Kaplan Neußer an dieses Dokument gekommen ist, ob durch den Verfasser selbst oder vielleicht durch dessen Familie. Es gibt einige Hinweise, die aber nur Vermutungen sind.

Das Manuskript ist als Tagebuch angelegt und beginnt im Januar 1944, die letzte Eintragung stammt vom 15. Mai 1944. Das Dokument ist ein Durchschlag auf dünnem Durchschlagpapier.

Die Ausführungen in diesem Manuskript haben mich ziemlich bewegt und innerlich aufgewühlt. Ähnlich erging es denen, die das Dokument gelesen haben. Daher mein Entschluss, dieses Zeugnis weiterzureichen und in diesem Heft zugänglich zu machen.

Was hat mich bei der Lektüre so berührt und nicht schlafen lassen? Mit den drei Stichworten Leben – Licht – Liebe versuche ich, den Inhalt zu beschreiben. Es handelt sich bei diesem Text nicht um einen bloßen Tatsachenbericht oder eine einfache Darstellung der Ereignisse.

Das Leben und die Ereignisse in den beiden Kriegen werden in einer dichten Sprache dargestellt. Die Niederschrift verrät durch ihre Sprache einen tiefen literarischen Wert, der dem Leser sehr nahegehen kann. Die Sprache ist außergewöhnlich intensiv und sprachlich hochstehend.

Auffällig ist das Fehlen jeglicher Stellungnahme über das Naziregime oder die damals übliche Darstellung der alliierten Bombenangriffe, die das Ruhrgebiet zerstört haben. Auf politische Tagesereignisse geht der Verfasser nicht ein, dafür umso bewegender auf das Schicksal der Betroffenen. Nur ein Beleg für die Darstellung des unbekanntem Verfassers, der von der nächtlichen „Ausladung“ der Häftlinge aus Buchenwald berichtet: „Wir gehen mit den Häftlingen zu ihren Arbeitsstellen, die sich über die ganze Stadt verteilen. Eine milde Stimmung liegt wie ein ruhiger Himmel über diesen Unglücklichen, die nach einem menschlichen Gesicht sich heisser sehnen, als nach den Gaben unseres Mitgefühls. Sie sprechen gern ein Wort von ihrem früheren Leben, als sie noch Menschen waren. Von

ihrem Leiden aber reden sie nicht. Sie sind eingemauert in ihrem Schmerz, Opfer eines namenlosen Hasses.“

Die Niederschrift des unbekanntem Autors ist ein wichtiges Dokument für die Tatsache, dass es nicht zwei Weltkriege gegeben hat, sondern nur einen einzigen mit einer gewissen Unterbrechung. Seine Darstellung und Rückblende auf seine Zeit als Soldat im Ersten Weltkrieg belegen diese Erkenntnis deutlich.

Auffallend ist weiterhin die wichtige Erfahrung des Lichtes, die immer wieder durchscheint von der ersten bis zur letzten Eintragung.

Besonders tief gehen seine Gedanken und Aussagen über die Liebe aus den Erfahrungen der beiden Kriege: „Warum grüßest du das Kreuz? fragte unser Freund. Weil die Liebe nicht sterben darf, entgegnete schlicht der Kamerad, den wir den Einsiedler nannten.“ In der letzten Eintragung schreibt er: „Ich erwache aus einem seltsamen Traum. Dämonen haben in ihrem Bemühen, auch die letzte Flamme der Liebe zu ersticken, die Erde aus ihrer Bahn gelenkt.“

Beachtenswert scheint mir zu sein, dass der Verfasser nirgendwo eine kirchliche Bindung erkennen lässt in seiner Darstellung und dennoch in die Tiefe der Ereignisse gelangt.

Meine Hoffnung geht dahin, dass dieses Dokument Sie anspricht, damit das geschilderte Geschehen nicht vergessen wird. Die Ereignisse vor fünfundsiebzig Jahren dürfen nicht aus unserem Bewusstsein verschwinden.

Mein Wunsch ist es, dass durch die Veröffentlichung dieses Manuskriptes auch und vor allem junge Menschen angesprochen werden können, denen die Ereignisse ziemlich fremd vorkommen müssen. Natürlich meine ich mit meinem Wunsch nicht nur die informative Lektüre, sondern vor allem auch die Möglichkeit, über die Ereignisse ins Gespräch zu kommen.

Heisterbach, 2.2.2019

Georg Kalckert

Besonders danken darf ich Herrn Gerd Schade für seine Recherchen, um den Ort des Ruhrgebietes zu finden, über den der unbekanntem Verfasser schreibt und evtl. auch den Verfasser selbst zu ermitteln, was aber zu keinem eindeutigen Ergebnis geführt hat. Das Manuskript behält daher eigentlich seinen allgemein wichtigen Charakter.

Georg Kalckert
Kloster Heisterbach
DE 53639 Königswinter

Deutschland 1944

Manuskript - Unbekannter

Sinnend horche ich den Saiten,
Die zur Harfe sich vermählt,
Und ein Gott in mir erzählt
Seiner Heimat Herrlichkeiten.

Im Januar 1944

Ich schliesse den Flügel für lange Zeit. Nachdenklich betrachte ich die Geige, und eine hauchzarte, aber undurchdringliche, unübersteigbare Wand liegt wie ein Abschied zwischen uns. Wenn ich glaube, ihr Schicksal bestimmen zu können, so wie der Wehrmachtsbefehl über das meinige verfügt, der mich knapp und klar zum Polizeidienst einberuft, dann sagt mir die Gefährtin glücklicherer Tage ein leises aber entschiedenes Nein. Ich darf sie nicht den Fährnissen des neuen Abenteuers aussetzen und ihres Spiels mich nicht erfreuen, wenn mich in uferloser Einsamkeit danach verlangt. Unmerklich entgleitet sie mir, die meine Hände nicht lassen wollen. Ihre Umrisse zerfließen mit den zarten Fasern ihres Leibes in edle Flammenlinien, um zu einer wogenden Garbe anzuwachsen, die groß und warm im Raume steht. Ich schaue die Seele meiner heimlichen Königin, die sich in fließendem Feuer mir erschliesst. Ich lausche. Sie singt ein Lied aus reinen Höhen, und ein ganzer Himmel nie gehörter Weisen kommt zu mir. Ihr leise zersprühendes Licht dringt in mich ein, und eine unsichtbare Sonne ist mir aufgegangen, von einer alles durchflutenden Klarheit, wie sie sonst nur der Nähe des Todes eigen. Der Geist, in überweltlicher Helle sich zerdehnend, hat einer tiefen Freude Raum gegeben. Mein ganzes Sein aber, und währte es schon Jahrtausende, schrumpft auf diesen einen Augenblick zusammen, von einer Liebe ohne Grenzen bewegt. Die Seele meiner Geige wohnt in mir. Und frage ich nach dem Warum, so sagt sie mir, dass ich in ihrer Zunge reden soll, die an Schönheit weit über dem Kranz ihrer Melodie steht.

Die Geige liegt wieder verschlossen in ihrem Kasten, ohne dass ich mir bewusst bin, sie dort hineingelegt zu haben. Das schwarze Gehäuse liegt wie ein Sarg vor mir. Die Saiten schweigen, doch ihr Atem steht unvergänglich über ihrem Todesschlaf. Wie aber soll ich zu Gehör bringen, was selbst den Grossen meiner Muse nicht gelang. Und wo ein Echo finden in der blutenden Seele der Zeit, ohne das Werkzeug meiner Kunst. Bin ich doch unkundig jeglicher Rede. Meine Frage würde zur Ratlosigkeit, sähe ich in dem neuen Leben, das soeben zu mir kam, nicht auf den Grund, ähnlich den Sonnenstrahlen, die ihre verwirrende Vielfalt verlieren, wenn man sie rückfließend zur Quelle schaut, dem ruhig schwebenden

Feuerball, der in harmonisch zugewogenem Fluss seine glühenden Gewalten lenkt und zügelt, ehe wir sie als die milden Umarmungen der Wärme und des Lichtes empfinden.

Wieder steht der Krieg vor mir, gebieterisch, und die Musik verrauschter Schlachten erwacht zu unerbittlichem Präludium. Ein schauervoller Totentanz ist vor das Finale gesetzt und hebt sich drohend am Rand meines Weges ab, mit niederwuchtender Melodie. Frauen und Kinder, in der Qual langsamen Untergangs, sehen mich aus schreckgeweiteten Augen an, ob denn kein Siegel falle von Lippen, die der lange Weg des Schweigens ermattet hat. Gefangene, den leise verlöschenden Blick noch einmal verhaltend, fragen in der Demut ihres zertretenen Menschentums, ob das müde Herz nicht das Wort formen will, das kein Mund zu sprechen vermag. Ich kann nichts tun, als der Liebe zu vertrauen, und ich gehe aufrecht in das Grauen hinein. Warum ein kleines, ungesehenes Leben mir die große Aufgabe stellt, die meinem Ringen im Reiche der Kunst versagt geblieben, vermag ich nicht zu sagen.

1. Februar

Ich bin in der grossen Stadt zwischen Rhein und Ruhr. Es dunkelt. Flüchtige Lichter flammen auf, tauchen unter, sich hinter schützenden Mauern bergend, von denen niemand weiss, ob sie morgen noch stehen. Die Straßen sind leer. Frauen und Kinder hausen in Kellern und Höhlen, die ihnen, wenn nicht Sicherheit, immerhin ein Gefühl des Geborgenseins geben, sobald die Sirenen heulen und der Tod im Reigen berstender Bomben sich dreht, mit lässiger Hand sein Siegel streuend, in immer dichter werdender Saat. Der Friede ist tot. Fliehend vor hassgeschwollenem Wort, das lauter werdend sich überschlug, ist der leise Bote des Lichtes von uns gewichen. Seine Freunde aber, die wenigen, ziehen wie die Adler einher, sehend und schweigend. Sie werden dem guten Licht ein gutes Feuer bereiten.

15. Februar

Acht bis neun Stunden Streifendienst, zum Teil in der Nacht, dazu die notwendigen Sondereinsätze, das ist der Ablauf des Lebens in einem Polizeirevier. Durchbrochen wird diese Eintönigkeit von dem täglichen Unterricht, in dem das Schlafen streng verboten ist, nicht aus Missgunst etwa, sondern weil es so unwiderstehlich lockt, wie den Zivilisten das Betreten einer Grünanlage. Wir sind im Lande der Verbote. Der Neuling hat zudem das niederdrückende Gefühl, ein Kleid zu tragen, das nicht sonderlich beliebt ist, denn bei Tage weichen ihm, wenn auch in kaum merklichem Bogen, die Rechtschaffenden aus, während in der Nacht die Lichtscheuen einen mehr betonten als höflichen Abstand von ihm halten, wenn er mit laut klappernden Stiefeln die Antipoden des Gesetzes verscheucht. So bleibt ihm, dem berufenen Reservisten,

nur wenig Raum für ein sinnvolles Tun, ahnte er nicht, dass bald der helfenden Hände zu wenig sind.

21. Februar

Wie seltsam ist doch mein Geschick. Während mein Leben seinen armseligsten Abschnitt durchheilt, werde ich in ein lichtiges Netz verwoben, dessen Bindungen mich in Ketten legen, ohne mir die Freiheit der Flucht zu wehren. Ich bin ein Staubkorn, vor einem goldenen Strahlenbündel eingefangen, mit unwiderstehlichem Trieb zur Sonne. Höher hebt es mich, je tiefer ich schaue in das kommende Leid. Was mich zu Boden drückt, wird überwölbt von einem Raum, der sich mit Strömen unbekanntes Lichtes füllt. Ich jage dem Frieden nicht länger nach. Es spinnt mich ein, Faden um Faden, und wenn die Tränen fliessen, weine ich nicht. Es schmilzt dahin, was ich nicht nennen kann. Ist es der Seele Überfluss, die der dahinjagenden Starre des Herzens den Damm nicht zu halten vermag? Ich frage nicht, ich erlebe. Mauern fallen in mir, Stein um Stein, und neue Welten bauen sich auf. Das Licht tut in mir jenes Werk, das seiner Natur gemäss ist – Stürzen und Bauen zugleich. Ein Strahl mit seiner Urgewalt, ein Funke nur erscheint mir stark genug, um Welten zu vernichten, käme er nicht aus dem Bereich der Liebe.

3. März

Immer mehr verstehe ich, warum ich der Unruhe dieser Welt entwachsen muss, aus der eine stille Hand mich entführt, um mich behutsam über ihre leuchtende Schwelle zu ziehen. Wenn wir über Schlachtfelder schritten, und ich so ganz dem Frieden hingegeben war, dann währte ich, er müsse einmal das Blau des Himmels keimend durchbrechen und in liebliche Fluren verwandeln, wo der Tod seine Freunde versammelt in der Wahrheit des Lichts. Wenn Züge von schwankenden Bahren über die ausgebrannte Erde schwebten und die flackernden Blicke entfliehenden Lebens sich fieberirr an uns festsaugten, als seien wir das Leben selbst, das armselige, das wir alle so liebten, dann hatte der Friede seine grosse Stunde. Ein Schatten nur von unserm Denken über die blutende Erde gesenkt, und schweigend wären wir auseinander gegangen. Einsame Fronten blieben zurück. Aber wir vermochten nicht, den Frieden festzuhalten. So blieb er uns nur ein Bild, und unser Schmerz wurde zu Stein. Wir liessen die Sterbenden, nicht achtend ihrer Qual, weil irgendein Befehl uns weitertrieb. Auch fiel die Träne nicht, die uns alle befreit hätte. Doch, was soll ich rechten mit dem Licht? Ist es mir doch auf dieser Erde begegnet, die mir darum heilig ist. Wie wäre wohl den Liebenden der Ort nicht teuer, an dem sie sie zum ersten Mal gesehen?

12. März

Gestern hatte ich einen Tag ohne die Nähe des guten Lichtes. Ich lebte also, wie die meisten Menschen auf dieser Welt, und es wundert mich nicht, dass ihre Gesichter so bitter sind. War ich doch selber traurig und bedrückt, wenn ich auch nicht in die Starre und Schwermut vergangener Zeiten verfiel. Das scheint mir indessen auch nicht mehr möglich zu sein. Ich bemerkte selbst an diesem dunklen Tag die tiefgreifende Veränderung in meinem Leben, den Eisgang der Seele, der in dem warmen Strom des Lichts alle Krankheit mit sich gerissen hat. Heute aber stand die freundliche Sonne wieder hell im Zenith meines Geistes, und der gestrige Tag lag wie ein Abgrund unter mir.

20. März

Ich will mein neues Wissen ein wenig sammeln und ordnen. Es ist dies keine nüchterne Wissenschaft, an die der Suchende kritisch herantritt. Es ist eine trunkene Wissenschaft; sie nimmt von einem Besitz. Ihre erste Spur fand ich in einem flandrischen Erlebnis, als wir zu drei Freunden über das Schlachtfeld schritten, in dessen Grund eine versunkene Stadt ruhte, und mit ihr viele Kameraden von hüben und drüben. Wir gingen Arm in Arm und führten Gespräche des Friedens. Es war dies unser liebstes Tun, wenn in den Stürmen des Jahres 1917 der Tod uns eine Atempause ließ. Unser Weg führte an einem Kreuz vorüber, das verlassen in einer Mauernische stand. Unser Kamerad, der in der Mitte ging, zog seine Feldmütze zu flüchtigem Gruss. Ein Kreuz war eigentlich nicht mehr zu nennen, was die Granaten übrig gelassen hatten, denn nur der Korpus war unbeschädigt geblieben, Hände und Füße noch an Balkenresten hängend, als habe eine erbitterte Soldateska den toten Frieden in den Wind genagelt.

Warum grüßest du das Kreuz? – fragte unser Freund zur Rechten, der Industrierarbeiter mit den harten Zügen und dem Feuerherzen des kleinen Mannes. Weil die Liebe in der Welt nicht sterben darf, entgegnete schlicht der Kamerad, den wir den Einsiedler nannten.

Sein Blick lag auf uns, mild und warm, als werfe die Sonne ihr ganzes Licht durch den winzigen Spalt einer Wolkenwand. Der Einsiedler hing plötzlich in unseren Armen. Eine verrirrte Kugel hatte ihm die Brust durchschlagen. Wir legten ihn hinter einer Weide nieder, zum Schutz gegen feindliche Sicht. Ein Verbinden seiner Wunde lehnte der Einsiedler mit ruhiger Handbewegung ab. Seine Züge wurden umso ernster, je mehr er einer geheimen Weise zu lauschen schien, die seine entfliehenden Sinne völlig gefangen nahm. Sein letzter langer Blick traf uns wie ein fallender Stern, der in den Gluten einer größeren Sonne untergeht. Wir rückten betroffen zusammen, und ich fühlte den Flügelhauch des Ewigen, flüchtig

wie Scheinwerferlicht, das in Sekundenschnelle das nächtliche Gelände bestreicht. Einen seligen Augenblick war der Einsiedler noch unter uns. Ein Blatt kam herangeweht von irgendwo und legte sich dem Freunde auf die Brust, wo es von seinem Blute festgehalten wurde.

Das Lied eines heimziehenden Vögleins stand über der Stätte und verflog sich still im Abendwind. So gab die Natur dem guten Einsiedler die schlichten Zeichen ihrer Liebe, die er im Leben so sehr geliebt, ein Blatt zum Totenkranz und ein Vogellied als Requiem. Der Tau der einfallenden Nacht gab ein paar silberhelle Tränen hinzu. Und wir, die er seine Freunde nannte, waren ihm Weggenossen, so weit wie eine Harfe singt. Dann liess er uns langsam zurück. Wir hielten lauschend den Atem an.

Der Krieg war aus, doch seine letzte Leuchtkugel geisterte noch lange mit ihrem fahlen Licht über meiner Nacht. Ich lebte in den leeren Räumen zwischen Liebe und Hass, nach dem grünen Reis der Hoffnung spähend, wie aus der Unruhe des Meeres nach festem Land. Ich sah den Frieden über kalte Öden kreisen, ein einsamer Wandelstern, der sich dem verlangenden Auge mehr und mehr entzog. Wenn er einmal in die Bahn des grossen Lichtes geriet, so musste er weithin aufleuchten, als hellster Stern im Sternbild der Liebe. So hatte ihn der Einsiedler gesehen, und wir verlachten ihn. Er aber nannte uns, die wir uns gottlos wähten, seine gottnahen Freunde, denn er sah hellen Auges, was in uns noch dunkel war - die Sehnsucht nach dem Licht.

30 März

Ich verweile noch auf den Spuren der flandrischen Fährte. Die Front war mir nachgeeilt mit der Treue eines Hündleins, das sich von mir nicht trennen mag. So bestieg ich denn, nur ihr zuliebe, das gute Fahrzeug eines unbändigen Mutes, das Herz zum Steuermann erwählt, setzte die Lichter meiner Sehnsucht auf grosse Fahrt und lauschte dem Sang in den Segeln, die vom heissen Atem meiner toten Brüder rauschten. Ich steuerte die Häfen der Überlebenden an, doch blieb ich ein Fremdling unter ihnen, der keine Mannschaft für sein absonderliches Boot gewann. Die Freunde hatten mich verlassen, um in der vollen Freiheit neugewonnenen Lebens den Krieg so schnell wie möglich zu vergessen. Die einen legten aufatmend die Rüstung ab, und die anderen trauerten ihr heimlich nach. Das trojanische Pferd der Uniform war stehengeblieben, der Friede aber schneller vergessen als der so unvergessliche Krieg.

Um der Front nicht untreu zu werde, mühte ich mich, den Frieden in Musik zu setzen. Man sagte meiner Arbeit viel Seele nach, aber es war eine traurige Seele. Wann gelänge mir je die heitere Gelöstheit meines grossen Lehrers! Ich kannte freilich auch das Schlüsselwort nicht, mit dem Meister Mozart das Geheimnis sei-

ner Kunst aus dem Himmel holte: Es ist alles nur Liebe!

5. April

Das kleine Mädchen stand plötzlich vor mir. Es mochte etwa vierzehnjährig sein. Der bittende Augenaufschlag leuchtete in einem Flor von Tränen. Erst jetzt gewahrte ich ein sandfarbenes Etwas, das in wärmende Lumpen gehüllt schwer atmend in den Armen des Kindes ruhte. Es war Teddy, der kranke Freund eines verlassenem Menschenkindes, das schon mit den ersten Bomben Vater und Mutter verloren hatte. Teddy war kein kostbares Rassetier, aber ein Hündlein, wie es die Kinder lieben. Der feine, schmale Kopf, die echten Rehaugen hatten freilich auch nicht nötig, um Liebe zu betteln. Sie nahmen einen jeden für Teddy ein, der nur ein wenig sich auf die Sprache unserer stummen Freunde versteht.

Das Mädchen weinte jetzt heftig, und unversehens hielt ich sein Tier in den Armen. Gesprochen wurde nichts. Es liess sich auch nicht vermeiden, dass der hässliche Auswurf, der aus geschwellenen Nüstern floss, meine Uniform beschmutzte, es sei denn, ich hätte in hochmütigem Abstand unsern kranken Freund zur Erde fallen lassen. Dem Denken des Kindes lag diese Möglichkeit völlig fern. Und Teddy sah mich aus trüben Augen prüfend an, ob ich des Vertrauens seiner Herrin auch würdig sei. Dann liess er willig die schmerzhafteste Reinigung seiner Nüstern über sich ergehen. Sein Atem ging immer schwerer. Wir ahnten, dass es mit Teddy zu Ende ging. Das Kind ruft ihm beschwörend zu, ob er denn die guten Tage vergessen habe, da draussen in den Schrebergärten, wo die gute Schaffnerin sie in ihre Laube geholt hatte, und wo es warm und heimisch wie vordem bei Mutter war. Bei Nennung seines Namens klopft Teddy allemal mit dem Schweif. Ich höre, sagt Teddy, und es ist gut, bei euch zu sein. Müde sinkt sein Köpfchen und sein kleines Leben ist aus. Die Schaffnerin, des Kindes mütterliche Freundin, kommt hinzu. Wir geben Teddy ein Grab, nahe der Laube. Dem Kind muss ich ein neues Hündlein versprechen, das liebebedürftig nach einem Mütterchen Ausschau hält. Wir schütteln uns die Hände, und ich kehre ins Revier zurück.

Zwei Stunden später führt mein Weg wieder an den Schrebergärten vorbei. Auf Teddys Grab steht ein Blumentopf, über dessen Rand ein paar weisse und rote Blütenkinder neugierig hervorlugen.

Der nächtliche Alarm ruft uns zu den Schrebergärten, wo eine Luftmine niedergegangen ist, Wir suchen das Gelände nach Verschlütteten ab, und diesmal halte ich meine kleine Tierfreundin tot in den Armen. Ich erkenne sie an den zerpfückten Maschen ihres Kleides, in das sich Teddy eingekrallt hatte, sei es in anhänglicher Freude an seine Herrin, sei es in der Todesnot der Bombennächte. Das Gesicht des Kindes ist stark zerquetscht und bietet keinen Anhaltspunkt des

Wiedererkennens mehr.

Ein Sonnenstrahl erkämpft sich den Weg durch eine trübe Wolkenwand, erfasst das reiche schwarze Haar, die todesweisse Stirn, und legt spielerisch auf den erloschenen Krater eines hellen Augenpaares sein warmes, wohltuendes Gold. Drüben in den Tannen liegt der Friedhof, dessen Kreuze schon über den Rand der Anhöhe ragen. Jetzt kommen sie langsam herab. Ich muss ihnen überlassen, was ich nur zögernd hergeben will. Irgendwo lege ich die tote Freundin nieder. Kameraden bergen die Schaffnerin; andere bringen einen englischen Flieger herbei. Er tritt als Fremdling in die kleine Gemeinde der Toten und begehrt nichts als ein wenig unserer Erde. Ein Bild ist unter seinen Papieren – die Frau, das Kind, so wie Soldaten den kleinen Himmel ihres Glücks mitnehmen, wenn sie in den Krieg ziehen. – „With all my love!“ - steht auf der Rückseite des Bildes. Jetzt liegt erschlagende Liebe still beisammen, so still, dass ich Heimweh bekomme.

10. April

Ich will meinen Schmerz gar nicht verwinden; er mag getrost bei mir bleiben. Auch wäre es ein Unrecht an den Toten, wollte ich das Leben frei von Leid gestalten. Nur eines drückt mich sehr, helfen wollen und nicht können, die Ohnmacht des Herzens, da wo ich liebe, Zerstörung und Tod zu sehen. Wo ich aber den seltenen, zumeist nebelverhangenen Gipfel dieser Armut im Geiste schaue, gewinne ich eine neue Musik – den kostbaren Mollton der Erfahrung des Leides. Will ich ihm ein Gesicht geben, um ihn wie einen guten Freund im Gewirre der Gefühle zu erkennen, so formt sich wie von ungefähr das Antlitz, das ich suche. Ich schliesse die Augen und da meine Hand nicht mehr den Bogen führen darf, gerät sie in die Bahnen der stummen Kunst, zieht Linie um Linie, und jede gute Regung wird ein Pinselstrich, bis sich das Mädchenantlitz bildet, dicht an der feinen, ahnungsreichen Grenze, wo das Kinderland wie ein langer, sonniger Tag versinkt, und mit grossen, reinen Augen das Fragen anhebt nach dem Leben und seiner sehnsuchtsvollen Unruhe, die der leise Vorbote der alles bewegenden Liebe ist. Ich schliesse das Bild in die stillsten Gewölbe meiner Seele ein. Wenn sich das Tor des Friedens in den Angeln dreht, schaut es freundlich nach mir aus – das ruhige Auge der Unschuld, der Mund einer köstlichen Stille, die heimlich bittenden Hände der Armut, in denen so viel Raum für Liebe ist, auch für einen kranken Hund.

15. April

In der Bergmannssiedlung sind einige Häuser ausgebrannt. Schon kommen Rückfragen besorgter Menschen zum Revier, die nach dem Schicksal ihrer Lieben forschen. Ich gehe zur Siedlung mit einem Stoss von Telegrammen, um die

Verbindung zwischen Fragern und Gefragten herzustellen.

Es ist noch früh am Morgen. Aus Trümmern steigen Rauch und Flammen auf. Die Brandbomben sind bereits gestern Abend gefallen. Keine Toten. Ich habe meinen Rundgang schnell beendet und komme zuletzt zu einem Haus, das von den Brandbomben nicht betroffen wurde. Es ist eines der niedrigen, rauchgeschwärzten Ziegelhäuser, die in einförmigen Reihen um die Zeche gelagert sind. In der gardinenverhangenen Glastür steht die Greisin, gross, achtungsgebietend – Westfälin – schätze ich. Sie sieht die Uniform, die Telegramme, und eine leichte Blässe, ein leises Zittern sind die Spiegelwirkungen in dieser Frau. Meine Versicherung, dass ich gute Nachricht bringe, kommt viel zu langsam und zu spät. Sie wäre in jedem Falle zu spät gekommen, da sie die Schnelle des Gefühls und des damit verbundenen Gedankens meines Gegenübers nicht erreichen konnte.

Wir sitzen uns gegenüber. Die Frau in ihrem Lehnstuhl, neben dem Spinnrad, wirkt auf mich wie eine Märchenerscheinung, und ich denke belustigt, dass ich zu einer Wahrsagerin geraten bin. Ihre geschlossenen Augen verstärken noch das Bild. Sie weiß indessen mehr. Als sie langsam den Blick erhebt, bin ich seinem Licht geradezu wehrlos ausgeliefert. Ich stehe in einer weiten, milden Sonne, so wie ich bin. Keine Täuschung ist möglich vor ihr. Keine lange Sekunde währt dieser Blick. Mehr nicht. Die Augen schliessen sich wieder. Ich reiche das Telegramm. Ein flüchtiges Lächeln gleitet über die Züge der Frau. Ein Soldat der nahen Garnison, ihr Enkelkind, bittet um ein Lebenszeichen. Sie gibt das Telegramm dankend zurück, streift mit schnellem Blick meine Hand und blickt mir wieder voll ins Gesicht.

Sie sind auch kein richtiger Schutzmann, sagt sie.

Ich erkläre lachend, dass wir alle, die wir irgendeine Uniform tragen, zumeist aus friedlichen Berufen kommen und das Schicksal mit uns wunderliche Wege geht. Wieder streift sie meine Hand, mitleidigen Blicks diesmal, die einer Bergmannshand so wenig ähnlich ist.

Sie kommen von der Musik, sagt sie, und hebt warnend die Finger.

Ich schweige verlegen. Was soll ich dieser Frau, die stark und selbstsicher in den Ausstrahlungen einer höheren, göttlichen Ordnung sich bewegt, von der Musik erzählen, die ihr selbst vertraut ist bis zur Meisterschaft, nicht auf rauschendem Instrument in festlichen Sälen, aber auf reissenden Saiten in schweigender Brust.

Ich sitze klein und unbedeutend vor der Greisin wie zu Füßen eines Meisters, der meiner Kunst die letzten Gehalte gibt. Die Frau bemerkt, dass mich nach ihrem Wort verlangt.

Hier ist er, sagt sie stolz, ein Bild des Enkels hervorholend.

Sie neigt sich ein wenig vor, und erst jetzt fällt mir die Schönheit ihrer freien Stirn auf, die eher eines kühnen Mannes würdig wäre, wenn nicht das milde Licht der

Augen das frauliche Gleichgewicht wohltuend wiederherstellte. Ich betrachte das Bild. Der Vater fiel im ersten Weltkrieg, sagte die Greisin.

Einen Augenblick lang steht der Einsiedler neben dem jungen Soldaten des neuen Krieges, um in ein fein zerstäubendes Licht wieder zu zerfließen.

Und das ist meiner, sagt die Greisin in herzlicher Liebe.

Sie sagt nicht, er war meiner, als wir uns dem Bildnis ihres Mannes zuwenden. Sie steht fest in Gottes ewiger Gegenwart. Und er, der sie – war es nicht erst gestern? – zum Weibe nahm, lebt mit ihr. Er starb den Bergmannstod bei Rettung eines Menschenlebens. Ich höre seinen Gruss am Eingang seiner ersten und am Ausgang seiner letzten Schicht – das herzwinnende Glückauf!

Wieder lächelt die Greisin, still und versonnen. Ein junges Mädchen geht auf sie zu, umarmt sie und zieht sich still wieder zurück. Die Greisin schaut ihm liebevoll nach. Wer wird sich des Kindes annehmen, wenn sie nicht mehr ist? Wer wird für einen Krüppel ein wenig Liebe übrig haben? Die Greisin kennt die Menschen. Was bleibt von einem blühenden Mädchen, da es in einer Bombenacht ein Bein verlor.....

Warum sind sie nicht glücklich, junger Mann, fragt die Greisin streng in meine Grübeleien hinein.

Mein graues Haar, die fünfzig Jahre, die ich zähle, sind nichts vor dieser Frau. Ich komme mir wie ein Schuljunge vor, der die Aufgaben seines Lebens vorzuzeigen hat und zu seinem Schrecken erfährt, dass er alles falsch gemacht hat. Ich erzähle zögernd aus meinem Leben, das eigentlich dem Frieden gelten sollte und nun das Unglück hat, in zwei fürchterliche Kriege hineinzugeraten.

Sie haben eine große Gnade, sagt sie hart.

Ich verstehe. Hätte ich wohl je über den Frieden nachgedacht, wenn er uns nicht verloren gegangen wäre. Ich berichte von dem großen Glück, das mir am Rande des Abgrunds begegnete.

Das war Gottes Licht! sagt die Greisin andächtig.

Die Kunde vom Einsiedler bereitet ihr sichtlich Freude.

Ich gehe.

Nicht so viel grübeln - warnt mich beim Abschied die Frau - Mehr leben!

Eine Drehorgel spielt. Kinder tanzen. Junge Mädchen eilen an die Fenster. Zwei Männer schütteln sich die Hände und stehen dabei wie Bildsäulen einander gegenüber. Es sind Blinde des alten und des neuen Krieges. Ihre Hunde laufen ihnen mit fröhlichem Gebell voraus. Die Blinden folgen ihnen langsam Arm in Arm. Die Sonne scheint, und da sind auch schon wieder die Schrebergärten. Gleich kommt die kleine Freundin mit Teddy um die Ecke, und die gute Schaffnerin.....Doch ich träume schon wieder, trotz Warnungen. Die Augen der Greisin schauen mich gütig an.

Mehr leben!

Ach, wer es nur vermöchte.

20. April

Einige Stunden der Nacht verbringe ich im sogenannten Turm, einem Glasgewölbe, das sich auf dem Dach eines Hochhauses befindet und eine weite Rundblick bietet. Ein Telefon verbindet mit dem Revier.

Bei Anbruch der Dunkelheit nähern sich langsam die Sterne. Manchmal schaue ich mit den Augen einen Riesen über die tote Stadt, losgelöst von ihrem Geschick. Ich sehe die hastenden Züge der Frauen und Kinder, die in die Höhlen der Schlackenberge nahe der Hütte streben. Winzig klein erscheint mir das alles, je näher die Sterne kommen. Das Leid dieser Stadt, ihre Not – bis zum nächsten Stern wären sie aufgelöst, ein Windhauch in wiegendem Ährenfeld.

Sirenen tönen. Lichter blitzen auf. Das mahlende Geräusch von Flugzeugen kommt näher. Die Scheinwerfer der Nachbarstadt reichen die einfliegenden Maschinen mit langen Lichterarmen an die Unserigen, als handele es sich um das friedlichste Geschäft von der Welt. Die Flak fällt ein. Bomben rauschen herab. Häuser drehen sich in Spiralen, barsten auseinander und stürzen zusammen.

Feuer und Rauch, ein gewohntes Bild in unseren Tagen, und viele lässt es unbewegt. Ist es nicht die grösste Not der Städte. Dass sie so arm an Liebe sind?

Die Liebenden aber sind traurig. Sie sehen die weiten Einöden, in denen Gott durch Gewohnheit abgeschafft worden ist. An den Fronten wurde Gott geliebt oder gehasst, aber es war wenigstens Feuer da, für oder wider ihn. Die grossen Städte hingegen vergessen ihn. Sie nehmen auch die Kriege durch Gewohnheit hin, denn wer wollte wohl etwas dagegen tun? Es hat eben immer Kriege gegeben. Die Unreinen werden sagen können, seien wir sittenlos, denn es hat immer Unzucht gegeben. Da ihnen die Reinheit nicht zur Freude ist, kann sie nur das lästige Gefängnis sein, aus dem sie immer wieder in die vermeintliche Freiheit ihrer Leidenschaften ausbrechen. Diebe, Mörder melden sich zum Wort, ihre Rechte durch Gewohnheit stützend. So bauen wir Stein um Stein den Turm unserer Gewohnheiten, der den Frieden erschlägt.

21. April

Es hat gestern nur wenige Tote gegeben, etwa 40 an der Zahl. Im Morgengrauen begegnen mir übernächtigte Frauen und nervös weinende Kinder in grosser Zahl. Viele bleiben auch gleich in den Schlackenbergen, den schleichenden Tod der Bunkerkrankheit dem Ende der Gewalt vorziehend. Ich gehe auf Erkundungstreife, vorbei an Einsatztrupps, die sich auf die etwa sechzig frisch zerstörten Häuser verteilen, um Verschüttete zu bergen. Ich entdecke ein abseits gelegenes Haus, das in den Meldungen über Totalschäden noch nicht aufgeführt ist. Vor den Trümmern sitzt eine Frau, reglos wie eine Statue. Ich nähere mich. Die Frau schnellt hoch wie eine Schlange, und gellende Lache hallt über die

Trümmer. Die kalten Blitze erloschenen Geistes sprühen grell aus den Augen der Wahnsinnigen. Ich ziehe mich zurück. Von Nachbarn erfahre ich, dass im Keller des eingestürzten Hauses das letzte Kind der Irren, ein junges Mädchen, von den Schuttbergen gefangen gehalten wird. Das versuchte Rettungswerk der Anwohner wurde durch Steinwürfe der unglücklichen Mutter hintertrieben, und niemand wagte, sich ihr zu nähern. Das Mädchen ist wahrscheinlich dem Wasser zum Opfer gefallen, das aus zerstörten Rohrleitungen in den Keller hereingebrochen ist. Wieder nähere ich mich der Unglücksstätte. Die Frau umschreitet jetzt das Haus, feierlich und gemessen, wie eine Priesterin den Totenhain. Ich verhalte den Schritt. Jetzt singt die Irre. Ein tiefer, summender Celloton schlägt an mein Ohr. Auf und nieder geht die Weise, die ich suchte, als ich eine Sinfonie des Friedens entwarf und um den einen Satz vergeblich rang, in dem der Abscheu vor dem Krieg dem feinen Ohr der Seele zu Gehör gebracht werden sollte. Hier ist der Satz, an dessen Fehlen meine Arbeit scheiterte: der tiefsummande, auf und nieder gleitende Celloton, verführerisch, einschmeichelnd, überzeugend, um jäh im Wahnsinnsrausch sich selber zu verhöhnen, als verzögen fallende Sterne ihre berstenden Leiber zu einer irren Lache, mit Feuer überschüttend, was sich ihrem Licht vertraut.

Sollte die Sinfonie des Friedens neu erstehen, so müsste die unglückliche Mutter in dem Orchester den Ehrenplatz besetzen, im wiedergeschenkten Licht des Geistes und mit der vollen Erinnerung an ein wahnverhangenes Mutterherz im Niederbruch, das nach den Rettern ihres Kindes mit Steinen wirft. Alles Leben aber ist heilig, und ich diene ihm willig im Kleide des Geringen, Frieden suchend in den verborgenen Tönen leidender Herzen, die sich der Musik der Liebe öffnen, ohne Notenstift und Dirigentenstab.

1. Mai

In der Nacht wurden sie heimlich eingeladen, und eines Morgens waren sie da. Rund tausend Mann schickte Buchenwald. Die Unglücklichen, auf einem grossen Platz zusammengetrieben, musterten uns Polizeireservisten verstohlen. Aber scharfäugig, als wollten sie ergründen, ob ihrem neuen Abenteuer wohl ein menschlicher Zug abzugewinnen sei. Wir Frontkämpfer des alten Krieges sehen sogleich, dass die Gesichter dieser Unglücklichen vom Leide verwüstet worden sind und ihnen nur eines helfen kann – sie müssen von der Liebe umgepflügt werden. Die Runen ihrer Züge sind die breite Strasse, auf der Gott und Satan sich begegnen, in schwerem Ringen um eine neue Seele, den Helden im Untergang, der sich stolz bewahrt vor dem letzten und tiefsten Fall, den Zusammenbruch der Kleinmütigen.

Wir gehen mit den Häftlingen zu ihren Arbeitsstellen, die sich über die ganze Stadt verteilen. Eine milde Stimmung liegt wie ein ruhiger Himmel über diesen

Unglücklichen, die nach einem menschlichen Gesicht sich heisser sehnen, als nach den Gaben unseres Mitgefühls. Sie sprechen gern ein Wort von ihrem früheren Leben, als sie noch Menschen waren. Von ihrem Leiden aber reden sie nicht. Sie sind eingemauert in ihren Schmerz. Opfer eines namenlosen Hasses müssen sie zwangsläufig Hass in sich aufspeichern, bis auf die Edelmenschen, die in der Liebe wachsen, je mehr Unrecht ihnen geschieht. Wer aber unter uns ist von solcher Grösse? So kommt denn Hass zu Hass, der sich wie eine Riesenkuppel über uns wölbt. Einmal zum Stürzen gebracht, muss diese Kuppel uns erschlagen. Noch brennen die heidnischen Freudenfeuer, die den Hass ausglühen zu härtestem Stahl. Aber auch die Liebe geht im Lande um, in deren mildem Schein die Wunden heilen, die eine lärmvolle Zeit uns geschlagen.

10. Mai

Wer Jahre seines Lebens mit dem Arbeitsmann im Schützengraben zugebracht, der weiss, wo das Herz noch eine unverbildete Heimat hat. So ist denn hier ein kleines Heer Verstossener in einen sonderbaren Wettstreit gezerrt – die Reichen nutzen sie aus, und die Armen teilen ihr Brot mit ihnen. Alle Uniform aber ist Verkleidung, und der Mann der Arbeit kann sein Herz nicht verleugnen. Der Unglückliche ist sein Freund von je. Es ist ein merkwürdiges Schauspiel, dass sich Angehörige der verschiedensten Völkerfamilien die Hände schütteln, die sich amtlich noch lange als Feinde zu betrachten haben. Das Herz durchstösst den Dunstkreis hoher und höchster Amtsstuben. Da mühen sich die Dirigenten des Hasses wie ein Schwarm aufgeregter Buben beim Indianerspiel, und die Liebe des kleinen Mannes schaut mitleidig zum Fenster hinaus.

15. Mai

Ich erwache aus einem seltsamen Traum.

Dämonen hatten in ihrem Bemühen, auch die letzte Flamme der Liebe zu ersticken, die Erde aus ihrer Bahn gelenkt. Sie steuerte schutzlos dem Kältetod entgegen, einem Ende, das selbst die Feuer des Hasses überbot. Zunächst war ich entzückt, denn ich gewahrte nie gesehene Sterne, die in ruhigem Ablauf an mir vorüberglitten. Als auch das letzte Leben erloschen war, geisterte die Erde durch lichtlose Unergründlichkeiten, ein überweltliches Niemandsland.

Nie wieder ?